

Offener Schreibbrief von Lizzie Kaufstengel.



No. 526. Unsere Buwe das sin Plettsches, da brauche Se keine Brill. Wenn die so weiter mache, dann is nur eins von zwei Dinger passibel: entweder duhn se später mal die ganze Welt mit alle umliegende Dettschafte eigene oder se gewisse die größte Raudez eigens wo die Weltgeschichte erlebt hat. Mit ihr Chroplan, do hen se weiter kein Prognost gemacht. Se hen das Bihneß widder so weit in Schepp kriegt, anwer wie se ausgefunne hen, daß ich keine Reit mit den Ehrschipp hen nemme wolte, do hen se auch Kengschte kriegt un se hen selbst nit gedebtet mit den Balluhn aufaufsteige. Da hen se es als böse Schapp aufgewone un hen ihre Bähigkeit auf en annerer Wirkungsreis verlegt. Was es war, hen ich widder nit ausfinne könne. Wof foveit hen ich ausgefunne, daß se sich widder for die längste Zeit in die Wuttischheit zu thun gemacht hen. Nach e paar Daq hen se gefahrt e Blättform in die Jahrd zu bilde un dann hen se e ganze latt Benschke aufgestellt. Ich hen gedent, weil se wolte mehrie e Verbesserung gewone, mehrie e dettsche Daq Zellebrehchen, bitahs ich hen doch nit gut erkpette könne, daß se ebbs eitstiches hen aufführe wolte. Se hen so for ebout dreihundert Biebels Stets gemacht. Dann sin se hergange un sin hin un hen ringa erum alle Karpetts aufgeschängt un kennwöh so daß mer von die Aufzeit gar nids hat sein könne. Noverall wo se an die Stritt annerer Rids getroffen hen, da is e Gewisphir gewone un so an, daß ich ariq gefohelt gewone sin, was aus alles den wer'n sollt. Ich hen mich emal eins von die Rids aus die Neberbuhnt getadelt un hen gefragt: "Seh Kunz, was gibt es denn in unferer Jahrd?" "Do es er ariq erberrest geworde un hat gefragt, er konnt es mich nit sage, ich mißt warte bis es aufkomme deit. Niemand berst ebbs saq, sonst deit die Wolles Trubel moche." Well, da hen ich zu mich gedent, wenn das so ebbs gewone duht, dann mach ich se anwer Trudel.

Den annerer Daq hat der Bennie gefragt, am Owend deit ihr Echoh aufkomme un ich un der Phillipp, was mein Hosband is, mir wäre dau in wewit, anwer mer derste nids von sage unferse auch nit sage, daß mir for natinas Fimfichen hätte. Ich hen einige getrei, auszufinne, was es war, anwer ich hätt grad so auf der Teddie Rufffeld frage könne: Der hätt mich auch nids gefahrt, un wenn er es gewißt hätt. Am Abend do sin mehr Rids in unferer Jahrd gefahnt, als wie ich gedent hätt, doch es in unferer Jaun hätt. Wie der ganze Bunsch da war, sin ich un der Phill auch in die Jahrd gange; mer hen rieselst Stets gehabt. Es war alles dunkel edept an die Stetsch hat e Weidel-Lämp gebrannt. Nach e kleine Weil is eins von die Rids an die Stetsch komme un hat en kleine Spieffsch gemacht. Er hat gefragt, was jehit hähpene deit, das mißt alles e Sietret bleibe un er deit erkpette, daß er es mit lauter Ehrentmänner zu duhn hätt. Er hat dann e Bell gerunge un da sin zwei Buwe etaus komme mit nids an wie Bedding Tronks. Der eine war der Bennie, wo nser Bub is un der annerer war en kleiner Rubin. Der Meneischer hat gefragt, er deit hier die zwei härtste Männer der Welt zu uns introuduse un in e kleine Weil dehte mir ausfinne, wer von die zwei der allerstärkste war. Er hat dann bis drei gekautet un da sin die zwei kleine Runne auf enanner los getetzt un hen gefeit, daß es nor so getradt het. Der Rubin hat den Bennie so ebout drei vier Ponches in die Tschah gewone, daß es mich ganz schlecht geworde is. Den Weg is for so ebout e halwe Stund fortgange, bis auf einmal der Bennie hingefalle is un da hat der Meneischer "Teim" gehalten.

Der Phillipp hat die ganze Zeit starr stumm un sprachlos nemig mich gefosse, wie es anwer so weit is komme, da is er aufgeschump un hat gesagt: Well, ich dehte, jehit is es auch für mich "Teim". Er is an die Stetsch geschump un hat den kleine Rubin eine hinnee die Owe gewone daß er gedent hat, es war ihn en Brichstein an den Kopp gefloge. Das all hat mit mehr als zwei Sedends genommen. Dann hat die Sittlichechen geschicht. Der Bennie un der kleine Rubin sin auf den Phillipp zugebrunge un hen ihn so verhammatst, daß er

den lange Weg hingefalle is un dann sin se an ihn erum geträmpelt. Da hat sich anwer mein weißlicher Instinkt geregt. Ich hen gefragt: Vizzie, hen ich gefragt, du bist die einzige Lebende in den Ponch un dabei bist du auch noch die Frau von den Mann wo jehit so mich behandelt is worde; du bist anwer auch die Mutter un Ma von den kleine Raudez wo sein Pa so verhammatst hat un ich muh jehit wie en räkender Engel eingreife. Ich sin wie e Furee an die Stetsch un hen die zwei Rids versalze wolte, anwer was wer'n se dehte, se hen mich auch verhammatst, daß es e Schein war. Bis auf den heitige Daq kann ich noch nit meine Bohns fühle. Un bei die Gelegenheit hen ich auch ausgefunne daß der kleine Rubin niemand annershter war wie unter Johannie, wo se schwarz gepent hat, for daq er wie der Preisfeiter Johnson auß sollt. Wie alles anwer war, hat der Bennie gefragt, mer hätte widder emal wie gewöhlich ihren ganze Frona gespeult. Die ganze Preisfeiter war nur gedatet gewone un se hätte ihre Kreinde nur zetae wolte wie so e Preisfeiter aussieht; oder ob ich mehrie dehte deit, daß se so fuhlich wäre, un dehte sich im Ernst vo verschmeiße lasse. Da hen ich ariq dumm gefühlt; der Phillipp hat nit so fühle könne, bitahs das is den sei gewöhlichen Gefühl, anwer ich hen die Buwe gefragt, wenn se widder emal so ebbs vorbätte, dann sollte se mich un den alle Mann aus den Spiel lasse. Mit beste Resards

Yours
Lizzie Kaufstengel.

Die alte Waschkrau.

Die Lehrerin hat mit ihrer Klasse "Die alte Waschkrau" von Chamisso gründlich durchgenommen un rekümirnt am Schluß noch einmal den Inhalt.

"Warum also, Leiden —" fragt sie eine der Schülerrinnen — "hat die alte Frau ihr Sterbend schon vorher angezogen?"

Und Lenken erwidert nach einigem Nachdenken: "Se wolte e sich schon immer en bishen anwärmen!"

Kurze.

"Meine Frau kann es nicht lassen, meine Taschen hin un wieder einer geheimen Bistation zu unterziehen."

Naturforscher: "Das hatte meine Agathe früher auch an sich; aber jehit macht sie einen großen Bogen un meine Garderobe. Sie hat nämlich mal in einer Rodtasche eine Blindfische gefunden!"



Schwägermutter in spe: "Aber sagen Sie mal, Herr Berger, warum haben Sie nicht schon früher geheiratet?"

Ich, ich war immer ein Bespaol — alle Mädchen, die ich aus Liebe heiratete, hatten immer viel zu wenig Geld!"



"Sparen Sie sich jede Mühe, mein Lieber. Sie wissen, daß ich prinzipiell keinen Vorleuk gebe."

Ja, ich weiß — du bist der Weiz, der jehit vernieut."



Ich möchte gern ein Deiratenschied in die Zeitung legen lassen. Wie soll ich wohl anbreuten, daß ich recht viel Geld habe?"

Da würde ich sagen: Preis ist Nebensache!"

Bleichsucht und Blutarmuth.

Nach der landläufigen Ansicht gibt es kaum einen Krankheitszustand, der leichter zu erkennen ist, als Bleichsucht und Blutarmuth. Jeder Mensch von blasser Gesichtsfarbe wird gemeinhin für blutarm, bezugsweise bleichsüchtig gehalten. Diese beiden Begriffe sind für den Laien in der Regel völlig gleichbedeutend. Der Arzt aber macht zwischen Blutarmen und Bleichsüchtigen einen großen Unterschied. Für ihn ist nur der blutarm, in dessen Ader sich in der That zu wenig Blut befindet, also ein Patient, der infolge Blutbrechen oder einer Verletzung viel Blut verloren hat. Allerdings gibt es auch Krankheiten, bei denen die Bildung des Blutes in ungenügender Weise vor sich geht und bei denen der Mensch infolge dessen zu wenig Blut hat. Aber diese Fälle kommen für den Laien kaum in Betracht. Meistens handelt es sich, wenn von Blutarmuth die Rede ist, überhaupt nicht um einen Mangel an Blut. Das Blut ist vielmehr in normaler Menge vorhanden, aber anormal zusammengesetzt. In der Blutflüssigkeit schwimmen nämlich bestimmt gestaltete, unter dem Mikroskop deutlich sichtbare rothe und weiße Blutkörperchen. Die weißen Blutkörperchen sind weniger zahlreich vertreten; auf etwa 1000 rothe kommt ein weißes. Wenn sich nun das Mischungsverhältnis des Blutes verändert un sich die weißen Blutkörperchen auf Kosten der rothen vermehren, so nimmt das Blut naturgemäß eine hellere Färbung an, und in vielen Fällen wird ein Mensch mit solchem Blut als bleichsüchtig bezeichnet. Aber Blässe kann auch einen anderen Grund haben, denn die Färbung der Haut ist nicht allein von der Menge der rothen Blutkörperchen abhängig. Sie wird auch bedingt durch die Zahl und die Weite der die Haut durchziehenden Blutgefäße und durch die Zartheit der Hautschichten. Ferner kann eine veränderte Vertheilung des Blutes, zum Beispiel Blutarmuth der Haut un Blutreichthum der inneren Organe, zu Blässe Veranlassung geben. Komplizierter wird die Entrennung der Bleichsucht für den Laien noch dadurch, daß Patienten leichten Grades nicht immer blasse Gesichtsfarbe haben. Hier gibt es allerdings ein ziemlich untrügliches Zeichen. Wenn auch bei bleichsüchtigen die Wangen roth erscheinen, die Schleimhäute des Auges, der Lippen und des Mundes werden stets blaß sein.

Was nun die Begleiterscheinungen der Bleichsucht anbelangt, so klagen alle Patienten, oder richtiger gesagt Patientinnen, denn es handelt sich meist um Frauen und Mädchen: Ich bin so furchtbar müde un möchte den ganzen Tag schlafen. Außerdem finden wir häufig trübe Gemüthsstimmung, überhaupt nerwöse Leiden der verschiedensten Art, Kopfschmerzen, Herzklappen un so fernher. Der Appetit ist in vielen Fällen gering, un bisweilen stellen sich wunderbare Gelüste ein, zum Beispiel eine Sucht, Kreide zu essen, Essig oder andere saure Flüssigkeiten zu trinken un dergleichen mehr.

Die Behandlung der Bleichsucht ist nicht so einfach, wie man häufig annimmt. Insbesondere ist es falsch, nachdem das Leiden festgestellt ist, irgend eines der gebrauchlichen Eisenpräparate zu nehmen un von diesem nun mit Bestimmtheit eine baldige Heilung erwarten. Würde wohl ein Landmann glauben, daß das Bleichwerden der Blätter lediglich dadurch zu bekämpfen ist, daß dem Boden Eisen zugeführt wird? Hier wo da ist neben zweidienlicher Nahrung Licht un Luft erforderlich. Es sind daher bleichsüchtigen Lichtluftbäder im Zimmer oder noch besser im Freien dringend zu empfehlen. Diese Bäder fördern den Gehammstoffwechsel un erhöhen die Thätigkeit der Haut un die Durchblutung derselben. Nach Prof. Rosses Erfahrungen führen auch heiße Bäder bei der Behandlung der Bleichsucht zu recht beachtenswerthen Erfolgen. Die Patienten fühlen sich zu Beginn der Kur, die im ganzen 4 bis 6 Wochen dauert, un mittelbar nach dem Bade etwas angegriffen, doch macht sich in den Fällen, die sich für dieses Art der Behandlung eignen, bereits nach dem dritten oder vierten Bade eine Besserung des Allgemeinbefindens bemerkbar. Sehr häufig führten 12 Bäder im Verlaufe von vier Wochen bereits soweit zum Ziele, daß von einer völligen Genesung die Rede sein konnte. Die genauen Vorschriften, die bei dieser Behandlungsmethode zu befolgen sind, müssen naturgemäß dem ärztlichen Ermessen überlassen bleiben. In der medikamentösen Behandlung der Bleichsucht nimmt, wie bereits angedeutet, das Eisen den ersten Platz ein. Nun haben aber viele Leute vor diesem Mittel eine gewisse Scheu. Sie sind der Meinung, das Eisen verberbe die Zähne un es dürfe dabei keine Säure gemessen werden; deshalb sei rohes Obst ganz zu vermeiden. Eine Schädigung der Zähne ist zunächst völlig ausgeschlossen, wenn das Eisen in Form von Pillen vom Arzt verordnet wird. Aber auch Flüssigkeiten lassen sich unter Zuhilfenahme einer gebogenen Glasröhre verschlucken, ohne daß sie mit den Zähnen in Berührung kommen. Wie verhält es sich nun mit dem Verbot, saure Speisen während einer

Eisentur zu genießen? Man ist in neuerer Zeit von diesem Verbot völlig abgetommen, ja man verordnet reichlich rohes Obst un viel Gemüse, statt Fleisch un Eier, un zwar mit bestem Erfolge. Im Gegensatz zu früher sieht man in der Säurebehandlung der Bleichsucht sogar einen vortüchtigen Beifactor un tritt dafür ein, den Patienten ganz nach Wunsch un Belieben Säure zuzuführen, namentlich in Form von marinierten Fischen, von Zitronensaft un Obstsauren. Von einem Säureverbot kann heute nur noch da die Rede sein, wo bereits eine starke Säurebildung im Magen vorhanden ist. In der Regel kann man seine Eisenmedicin getrost einnehmen un dabei saure Speisen genießen.

Wichtiger noch als das Einnehmen von Eisen ist es, für eine vernünftige Ernährug der Patienten Sorge zu tragen. Hierin wird unglücklich viel geirrt. In bester Absicht wird die Kranke fast einer Mafftur unterworfen. Durch ein solches Verfahren wird weit mehr geschadet als genützt. Je schwächer die Verdauung ist un je weniger Mustelarbeit geleistet wird, desto unregelmäßiger ist die Ueberernährug. Ferner ist die Darreichung von Wein un Uebel, auch Rothwein enthält nichts, was bei Bleichsucht Nutzen stiften könnte. Bei schwacher Verdauung reicht man Blutarmen leicht verdauliche Speisen, auch wenn sie nicht die nahrhaftesten sind, un geht erst später zu kräftiger, nährreicher Kost über. Fleisch ist nur in mäßigen Mengen zu genießen; neben Obst sind Gemüße als dringend nöthige Bestandtheile der Nahrung anzusehen.

Die Inseln des Verbrechens.

Doktor Jacques Bertillon, der bekannte Forscher, der sich besonders mit der Anthropologie des Verbrechers un dem genaueren Studium der Verbrecherschädte beschäftigt, entwarf kürzlich eine lehrreiche Schilderung von dem Leben un dem Wesen der französischen deportierten Sträflinge, die gewiß allgemeinen Interesse verdient. Zunächst erscheinen die drei "Les du Salut" durchaus nicht in dem furchtbaren Lichte, in dem man sich wohl die Küste von Guayana vorstellen mag, auch die Schiffreise ist nicht so schlimm, aber der Verbrecher, der dorthin deportiert wird, empfindet nichts von der Schönheit der Landschaft un dem Vergnügen der Meerfahrt. Die wegen schwerer Verbrechen Verurtheilten sind auf dem Schiffe in Eisentüfen eingeschlossen wie wilde Thiere; sie werden schwarz bewahrt un dürfen nur jeden Tag eine halbe Stunde freie Luft un Sonnenanathmen, acetade geruq, un das Entschließen ihres Schickals nur noch mehr zu empfinden. Sie wissen genau, daß an ihren Mäggen Köhren angebracht sind, die sie bei dem geringsten Versuch einer Weuterei mit Dampfströmen ersanden würden. Sind sie endlich an den grünen Gefaden der Inseln gelandet, so werden sie sogleich in ihre Gefängnisse gebracht, aus denen sie nur herauskommen, um gefahrliche un furchtbar anstrengende Arbeit zu verrichten. Es gibt im ganzen 16,871 Sträflinge in den französischen Kolonien, von denen 5520 nur zur Strafe der einfachen Deportation verurtheilt sind un sonst frei leben können, 5643 angehebel un in gemildeter Zwangsarbeit gehalten sind un 5708 zu schwerer Zwangsarbeit Verurtheilt, die jehit nach Guayana transportiert werden. Die schwersten Verbrecher werden auf die drei Inseln St. Joseph, Royale un die Insel Pöbelhaft deportiert, oder nach dem Zuchthause von Kuru, das an der schlimmsten Stelle der Küste von Guayana, in einer "Vegetation des Todes" liegt, un in das Zuchthaus von Maroni an der Grenze von Französisch- un Holländisch-Guayana.

Das Klima ist an diesen Stellen des Schredens entsehrlich, der Boden fast ungebaut. Der Arbeiter "dünt den Boden mit seiner Haut", er ist stets von einer Wolke von Moskitos umgeben, die ihm mit ihren schmerzhaften Stichen leicht die Keime des Sumpffiebers un des gelben Fiebers einimpfen können. Zahlreich sind die asthischen Schlangen un die sehr gefährlichen rothen Ameisen. Auch die Hautkrankheiten des tropischen Klimas, die Blutarmuth un die Dystenterie räumen unter den Zwangsarbeitern auf, die hier unter einer Sonne von erbärmungsloser Gluth ihr Tageverrichten müssen. Die Sterblichkeit ist enorm. Obgleich die Verwaltung keine Statistiken veröffentlicht, konnte Doktor Bertillon für die Jahre 1900 bis 1906 feststellen, daß von den zu schwerer Zwangsarbeit Verurtheilten jährlich mindestens zehn Prozent sterben. Der Sträfling weiß, daß er zugrunde gehen wird lange vor Ablauf seiner Strafzeit, deshalb ist sein einziger Rettungsanker die Flucht. Aber von den Inseln zu entkommen, ist fast unmöglich, denn wenn der Flüchtling auch der Aufmerksamkeit der Wächter enttrinnen sollte, so fällt er der Gier der Haifische sicher zum Opfer, die das Meer dicht bevölkern. Eher gelingt es noch, aus den Zuchthäusern auf dem Festlande zu entkommen, aber auch da geht der Flüchtling meist in dem furchtbaren Inneren des Landes zugrunde un wird von der holländischen Polizei aufgegriffen, die ihn wieder ausliefert.

Manche Sträflinge, die der Markt

un Wein verzehenden Zwangsarbeit entgehen wollen, verschleimen sich daher selbst. Diese Verschleimungen waren eine Zeitlang so zahlreich, daß man ein eigenes Lager für solche Verzweifelten schuf, ein fest eingebogtes, weites Stück Land, an dessen starken Westwindenden sie dann mit einem schweren Saß voller Steine auf dem Rücken entlang gehen mußten. Sie hatten ihr Gesicht durch ihre That nur verschleimt. Der Wille mußte seinen Saß tragen wie die anderen, er wurde geführt von dem Einbeinigen, der gleichfalls bepackt war.

Für die pathologische Veranlagung dieser Verbrecher geben nach Bertillon ihre Schädel die besten Anhaltspunkte. Er nimmt an, daß bei vielen von ihnen die vordere Fontanelle des Kopfes sich zu früh verhärtet un die Pfeilnagel so früh geflossen hat, so daß das Gehirn sich nicht genügend entwideln konnte, während der Hinterkopf sich übermäßig ausdehnte. D. v. B.

Die Dollarprinzessin.

Ein wenig ansprechendes Bild von der Dollarprinzessin entwirft Mag Nordau in der Neuen Freien Presse:

"Die amerikanische Prinzessin ist ein lebendes Kunstprodukt, das der amerikanische Milliardär sich gezeugt hat, um für sein Leben eine Krönung un eine Apotheose zu gewinnen. Un ihr wird der geheime Realismus offenbar, der, ihm selbst unbewuht, in seine rechnende un herrschgierige Seele die blaue Blume pflanzt. Sie ist ein differenziertes, von ihm losgelöstes Organ für höheres Leben. Sie soll die Verfeinerung der Nerven, den großen Stil des Daseins, die geistigen Interessen, das Kunstbedürfnis un Verständnis des Schönen verkörpern. Durch sie will er sich zum Aristokratismus erheben, nach dem er sich nicht, gerade weil er ihm durch seine Ursprünge, den Aufbau der amerikanischen Gesellschaft un den Zustchnitt des transatlantischen Lebens verwehrt ist, durch sie in jene geweihte Medicierphäre gelangen, wo das Genie einem raffiniert feinsinnigen un gnädigen Mägenathum dankbar beflissen dient u. es als würdige Aufgabe seiner göttlichen Gesellen, das Dasein fürstlicher Dilettanten mit überirdischem Glanze zu verherrlichen. Aber das alles schwebte dem amerikanischen Milliardär nur unendlich vor, es war ihm selbst nicht klar, un er konnte es anderen nicht klar machen, un seine Prinzessin hat bis heute nicht recht begriffen, was ihr hingebender Verehrer von ihr erwartet oder abend un fehmuchtsvoll erhofft. Sie sollte eine Kraft für das Gute werden, un sie ist ein Einfluß zu gunsten proziger Frivolität geworden. Sie sollte ästhetisch, intellektuell un moralisch leben, un sie lebt lediglich fashionabel. Sie ist eine unungeheureliche Ueberschneidung aufgetriebene Gesteelte un Selbstsucht ohne ein einziges werthvolleres Interesse, das über sie selbst un höchstens über den menschlichen Rahmen hinausweist, in den ihre Pracht eines unschätzbaren Kleinods gefaht ist. Der Milliardär wollte sie zur Trägerin seines Vernehmlichkeitsinfinitiks machen. Sie überlegte seine Dränge in pöbelhafte Titelucht un verleagte sich systematisch auf den Aufschwung schadhafter europäischer Abelskronen un Wappenschilder. Der Milliardär träumte, der seinen Hochmuth beleidigenden Gleichheit zu enttrinnen un die tropische Neue-Welt-Demokratie zur Anerkennung seines gesellschaftlichen Vorranges zu zwingen. Bei seiner Prinzessin wurde dieser drängende Auftrieb zu zubringlichen Anstrengung, die Zulassung zu Höfen mit strenger Etikette un zu Kreisen von hermetischer Ausschließlichkeit zu erkauften, zu erschleichen un zu erhalten. Die Beweggründe ihres Handelns sind kleinlich un niedrig. Sie will aussehlich un verdunkeln. Sie will Kleid weiden. Sie will die Welt mit ihrer Person beschäftigen. Sie ist von Beachtungsucht gequält un würde es nicht ertragen, irgendwo übersehen zu werden. Am Tage, wo sie nicht mehr verblüffen könnte, würde sie überzeugt sein, daß ihr Leben verfehlt ist. Alles, was sie begünstigt, verflacht unrettbar. Ihre natürliche Aufgabe in einer ästhetisch noch wenig erzeugenen Gesellschaft wäre das Beispiel künstlerischer Interessen gewesen. Die Kunstpflege wurde in ihrer Hand zu einem Mittel, sich selbst prahlerisch in Szene zu setzen. Jede künstlerische Bethätigung, die sie patronisirt, wird zu einer Angelegenheit ihres Kreises, von der die beschneiden un aufrichtigen Schäger des Schönen weggescheut werden. Sie hat ihre Gunst der Oper zugewendet. Es schien ihr selbstverständlich, sie für sich zu monopolisiren. Der Kunstverständige oder Liebhaber, der sich an dramatischer Musik erbauen will, ist im großen New York von jeder Möglichkeit der Befriedigung ausgeschlossen. Für ihn gibt es keine Oper. Sie ist der Prinzessin vorbehalten. Sie will ihre Genüße nicht mit Leuten theilen, die keine Millionen besitzen. Die Oper ist ein Jahrmarkt ihrer Eitelkeit geworden. Sie steht das Metropolitan-Opernhaus als eine Verlängerung ihres Wohnpalastes an. Sie fordert, daß es ein goldener Schmuckkasten sei, würdigen ihrer Erscheinung als Sintergrund zu dienen. Er gebietet, daß der Unternehmer ihr die ersten Gefängnisse vorführe, die heute Weltruf besitzen. Jede Rolle muß mit einem Stern besetzt sein.

Was die Künstler fingen, ist ihr gleichgültig. Ihr musikalischer Geschmack steht auf der Höhe des Publikums, das sich in den Straßen von New York um die Drehorgeln drängt. Das einzige, worauf es ihr antommt, sind die Namen der Säger un Sägerinnen. Sie ist bereit, den vollen Preis für das bezahlen, was sie verlangt. Es gewährt ihr eine Genugthuung, diesen Preis zu bezahlen. Er macht den Opernbuch zu einer gesellschaftlichen Auszeichnung. Er verkündet, daß sie eine Privilegierte ist, un das Privilegium ist der Luftkreis, in dem allein sie athmen kann. Die Prinzessin hat sich nicht damit begnügt, den Opernbuch in New York zu einem Stoff ihrer Majestät gemacht zu haben; die Laune ist sie angekommen, auch Europa ihrem höfflichen Zeremonial zu unterwerfen. Die Sommerreise nach Paris ist ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Riten."

Die Hudson-Bai.

Das seit Jahrzehnten besprochene Projekt einer neuen Wasser Verbindung vom kanadischen Nordwesten mit der atlantischen Küste un von da direkt nach europäischen Häfen, die viel genannte Hudsonbai-Route, soll nun endlich wirklich in Angriff genommen werden. Man hat es für eine Chimäre gehalten, weil sich der Ausführung so viele außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, die Regierung der Dominion aber scheint von der Möglichkeit praktischer Verwertung der Route überzeugt, oder will wenigstens den Versuch dazu machen, um in ihrer Politik der allgemeinen Entwicklung der Verkehrsstrassen Kanadas zu Wasser un zu Lande nicht zurückzubleiben. Den Bau der Eisenbahn von Winnipeg nach der Hudsonbai hat sie als einen Teil ihrer Pläne in die Wege geleitet un wird damit auch keinen Zögern gefaht haben, selbst wenn das Schiffbauprojekt sich nicht realisiren lassen sollte, denn das von derselben durchquerte Gebiet stellt reiche Ausbeute an Holz un Mineralien in Aussicht, läßt sich aber der Schiffsverkehr der Bai mit der Seeleiste für eine bestimmte Zeit des Jahres aufrecht erhalten, so ist ein neuer Weg für den Transport der Stapelprodukte aus dem Nordwesten nach dem Osten gewonnen.

Die Vorarbeiten haben begonnen. Der kanadische Regierungsdampfer Stanley wird demnächst mit zwei Ingenieurekorpas an Bord nach der Hudsonbai abgehen, um dort hydrographische Vermessungen der Häfen von Port Nelson un Port Churchill vorzunehmen, deren einer den Endpunkt der Eisenbahn bilden wird. Wird sollen sich vorzüglich für den Zweck eignen un Schiffe von großem Tiefgang aufnehmen können. Für die Ingenieurstunst bietet keiner derselben große Schwierigkeiten, die Frage liegt nur in den Möglichkeiten der Schiffsfahrt. Diese hat die Hindernisse der Temperaturverhältnisse zu überwinden. Während des größeren Theiles des Jahres ist die Bai nicht eisfrei. Schiffe können auf derselben erst spät im Frühjahre, besser gesagt, anfangs Sommer verkehren un müssen ihre Fahrten viel früher einstellen als die Dampfer unserer Seen, die noch spät im Herbst vom Late Superior nach den Häfen am Michigan, Huron un Erie-See verkehren. Sie haben mithin nur kurze Frist. Dazu kommt die frühzeitig eintretende Sperte der Ausfahrt aus der Bai nach dem Ocean, die von einem langen Meeresarm un mehr oder minder Breite gebildet wird, von dem einzelne Strecken lange offen bleiben mögen, während andere frühzeitig vom Eis geschlossen werden. Mit diesen Unzulänglichkeiten muß die Schiffahrt rechnen, so daß die Frage entsteht, ob es sich lohnt, unter denselben einen regelrechten Dampferverkehr aufzunehmen. Die Hudsonbai-Rout würde die Strecke vom kanadischen Nordwesten bis nach Liverpool un anderen Häfen jenseits des Ozeans bedeutend abkürzen un schnelle Transporte großer Massen zu billigen Kosten ermöglichen, weil die doppelte Umladung erspart ist, die der Transport über unsere Seen notwendig macht (indessen, was das Risiko anbelangt, werden die Versicherungsgesellschaften ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben).

Boshaf.

In einer gewissen Kirche herrschte die für den Geistlichen sehr annehmliche Sitte, daß dieser die Braut nach der Trauung küßt. Einer jungen Dame, die in dieser Kirche getraut werden sollte, behagte diese Aussicht indessen nicht, un sie wies ihren zukünftigen Gatten an, bei der Anmeldeung der Geistlichen zu sagen, daß sie von ihr nicht geküßt zu werden wünsche. Der Brautigam that wie geheißen. "Rur George", fragte die junge Dame, al er zurückkam, "hast du dem Pastor meinen Wunsch mitgetheilt?"

"Ja."

"Und was sagte er?"

Er sagte, daß er unter diesen Umständen nur die halbe Gebühr berechnen werde."

Protest.

Tochter des Hau'es (vor den Gästen singend): ... mein ganzer Reichthum ist mein Lieb!

Vater (entrüstet zu seiner Gattin): Wie heißt ihr ganzer Reichthum, wie te bekommt 500 Wille!